Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 39. Bromberg, den 28. Februar 1927.

Lukas Hochstraßers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Die Glocken von Herrlibach hatten ausgeläutet. Zum zweiten Male heute. Zweimal hatten sie mit ihren schönen klaren, hallenden Stimmen ein „Es ist vollbracht“ über das Dorf gesungen, das erstemal am Morgen, und das vollbracht war, war das Leben der Frau Regula Hochstraßer, das zweitemal eben jetzt um die Einnachtezeit, und was sich jetzt erfüllt hatte, war ein reicher, strahlender Tag. Ein Menschenleben und einen Menschentag hatten die Glocken von Herrlibach zu Grabe gesungen. Jetzt lag über der weiten Hügelgegend, über dem weißen Dorf und dem langen blauen See zu seinen Füßen, auch über dem in mächtigem Bogen über alles sich spannenden Himmel die tiefe Glut, welche die scheidende Sonne entzündet. Die waldgekrönten Hügel erschienen dunkel und scharf umrissen, über ihnen lag das Abendglühen als sanfter rosenfarbener Hauch; der Himmel aber brannte, und der See in der Tiefe trug flammende Streifen, als schwämmen da und dort sturmvertragene Feuerbrände über der Flut. Im Nordwesten lief eine breite, goldungrell leuchtende Linie aus dem roten Abend in das weiße Licht des Horizonts aus. Das war die Lemat, der Fluß, der aus dem St.-Felix-See kam und gegen Norden zog.

Vor seinem Hause im Herrlibacher Berg stand Lukas Hochstraßer, der Witwer, hielt die breite Hand über die Augen, sah nach dem leuchtenden Streifen unten im Talgrund, der sich im Glanz der Ferne verlor, und hatte Gedanken, wie er sie nie in seinem Leben gehabt hatte, und hatte ein seltsames, ihm selbst kaum klares Gefühl, als hätte er heute, an diesem Tag, an dem er seine Frau verloren, ein Leben zu Ende gelebt und beginne ein neues, obwohl er kein junger Mensch mehr war. Das rote Licht lag auch über seiner stattlichen Gestalt, über seinem Hause, dem mit Reben bewachsenen Berg und seinem ganzen frei und hoch gelegenen Besitztum. Mensch, Gebäude und Berg zeichneten sich wie daraus hervorgehauen vom Purpurgrund des Abends ab. Der Mensch trug dunkles, bäuerlich schlichtes, schweres Gewand und stand da wie einer der hohen Bäume, deren braune Stämme man oben am Waldsaum in Reih und Glied stehen sah. Seine Schultern waren breit und auf ihnen saß ein schöner Kopf mit beinahe noch schwarzem, vollem Haar, gleichfarbigem Bart, der an die starke Brust rührte, dichten Brauen über scharfen Augen, starker Nase und breiter, brauner, furchiger Stirn. Aufrecht wie der Mensch standen das weiße, geräumige, zweiteilige Haus mit dem großen schwarzen Schindeldach, den dunkelgrünen Läden und der schweren, messingbeschlagenen grünen Tür, daneben die braune große Scheune. Wein wuchs an der Halde, auf deren Höhe das Haus sich erhob. Wein war in Spalieren an zweien seiner Mauern gezogen, und über der Tür auf grauen Sandsteinbogen gemalt war sein Name „Zur Weinlaube“ zu lesen. Es war etwas Freies, Festes um das Haus, es sah aus, als könnten keine Schulden darauf lasten, stand ehrlich, breit und behäbig da, und es paßte zu Lukas Hochstraßer, dem Mann. Hinter dem großen Gebäude stieg der Hügel höher, trug neue Rebberge, mit Obstbäumen bestandene Matten als grüne Vierecke dazwischen gelegt und oben auf seinem Saume die geraden hohen Tannen. Zwischen den Stämmen der letzteren brach da und dort das blitzende Blau eines Stückleins Himmel hindurch — jenseitiges Land.

Aus dem Hause kam ein Büblein gefahren, vierjährig vielleicht, blondhaarig und mit kecken Augen, in Gewand von städtischem Schnitt gekleidet. Es schoß von hinten auf Lukas Hochstraßer zu und prallte so heftig wider ihn, daß es, mit den Händen sich gegen seine Beine stemmend, mit dem Kopf zwischen diesen hindurchfuhr. Der schwere Mann aber stand ruhig, als ob nichts ihn berührt hätte.

„Hoho,“ sagte er mit seiner vollen, tiefen Stimme und lachte, einen Augenblick sich niederbeugend, in sich hinein.

Der Knabe sah aus seiner drolligen Stellung zu ihm auf und jauchzte vor Übermut. „Großvater, Ihr sollt kommen,“ sagte er.

Lukas Hochstraßers Blick war über ihn hinweg wieder nach dem hellen Westen gegangen. Er schien nicht davon loskommen zu können.

Der Knabe drängte. „Wir müssen bald gehen, sagt der Vater! Ihr sollt kommen, Großvater.“

Da erst wandte sich Lukas und reichte dem Knaben die Hand hin. Aber dieser stellte ihn noch. „Die große Glocke macht noch einmal mit mir,“ bettelte er.

Lukas sah in die lebenblitzenden Augen, dann glitt das ruhige Lachen wieder über sein Gesicht, er faßte den Kleinen mühelos unter beiden Armen und begann ihn, selbst die Beine weit spreizend, gleich dem Schwengel einer Glocke von sich hinweg und wieder gegen sich zu schwingen. Dazu ahmte er mit seiner dröhnenden Stimme langgezogen das dumpfe Bum—bum der eben still gewordenen größten Herrlibacher Glocke nach. — „Bum—bum—bum!“ Die tiefen Töne der Stimme wurden wie Erztöne vom Wind aufgenommen und vertragen.

„Kommt doch, Vater,“ scholl jetzt ein Ruf vom Hause her. Rosa, seine Tochter, rief nach Lukas Hochstraßer. Dieser setzte darauf den Knaben zu Boden, nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm dem Hause zu.

Eine Treppe hoch links neben dem Eingang lag die große, einer niederen Halle ähnelnde, weißgetünchte Wohnstube. Eine ihrer Wände bestand aus lauter Fenstern mit blühenden Blumenstöcken auf den Gesimsen. Ihre Scheiben waren vom Brande des Abends rot, und das rote Licht, das sie in die Stube warfen, drang in die Winkel und Ecken, hob die Geräte, die sie füllten, heraus und übergoß die Gruppe schwarzgekleideter Männer und Frauen, die rings um den langen eichenen Tisch hinter Gläsern und Tellern saßen, mit seinem Schein. Das Schwarz ihres Gewandes half vielleicht, daß jede einzelne Gestalt scharf umrissen im Lichte stand. Jeder der blonden und braunen Köpfe zeigte seine besonderen Formen in harten, starken Linien. Von diesen Köpfen drehten sich einige der Türe zu, als Lukas Hochstraßer, den Knaben an der Hand, eintrat.

„Ihr wollt bald gehen?“ wandte dieser sich an seinen

ältesten Sohn, den blondbärtigen Julian, der mit seiner üppigen blonden Frau am oberen Ende des Tisches saß.

„Es wird bald Zeit ans letzte Schiff," sagte Julian. Aber sein Bruder Christian, der ihm schräg gegenüber saß, zog seine silberne Uhr und sagte mit dem sparsamen Lächeln, das er immer um den Mund hatte „Eine starke halbe Stunde kannst noch sitzenbleiben und kommst dann noch zu früh an die Lände."

Lukas Hochstraßer ließ sich zu Häupten des Tisches nieder. „Nun kommt bald wieder einmal," ermunterte er den Sohn und die Schwiegertochter, die unten in St. Felix zu Hause waren. Der kleine Enkel stand an sein Knie gelehnt und von seinem Arm gehalten neben ihm. „Es wird schon nicht mehr dasselbe sein wie früher," fügte Lukas hinzu und sah bei diesen Worten einen Augenblick aus dem Fenster, ohne daß äußerlich an seinem Gesicht sich etwas geändert hätte, aber, vielleicht doch, um den sinnenden Ausdruck, der in seinen merkwürdig leuchtenden dunkelblauen Augen war, vor den Jungen nicht sehen zu lassen. Unwillkürlich wendete sich danach ihr Gespräch wieder derjenigen zu, um derentwillen es im Hause anders war.

Julians Frau, Luise, wischte sich die Augen, vielleicht aus wirklicher Trauer, vielleicht, um dem Schwiegervater zu gefallen, und sagte von der verstorbenen Frau Regula das schöne Wort „Eine wie die Mutter selig kommt nicht wieder." Mochte sie es nun meinen oder nicht, wahr war es doch.

„Es ist nicht zu glauben, daß sie nicht mehr da sein soll," sagte Julian.

„In drei Tagen gesund und tot," fügte Christian hinzu. So gab ein Wort das andere, und in ihrem Gespräch zeichneten sie unbewußt das Bild der heute begrabenen Mutter in scharfen Strichen. Wie sie starken und bewußten Schrittes durch das Haus gegangen, wie sie gewaltet und alles beisammen gehalten, wie ihre Stimme so und ihr mutiges Lachen so geklungen habe und wie der Vater seiner besten Stütze verlustig gegangen! Unten am Tischende David Hochstraßer, der Zwanzigjährige, biß immer heftiger die Zähne in die Lippen und verbiß doch die Tränen nicht, die ihm über die glatten Wangen liefen, und Martin, sein Bruder, neigte das bleiche Gesicht, bohrte den Blick der dunkeln Augen in die Tischplatte und erinnerte sich zum zwanzigsten Male, daß sich ihm heute eine offene Hand für immer zugetan hatte. Lukas hörte ihren Reden zu. Zuweilen warf er ein langsames, ernsthaftes Wort dazwischen, und seine Stimme war wie das dumpfe starke Echo ihrer jüngeren helleren oder wie der ruhige Grundklang, aus dem heraus und über den hin die andern schwebten. Als aber Julians Frau abermals davon sprach, wie der Vater einsam sei und einer starken Hand entbehren müsse, fiel Rosa, ihre Schwägerin, ihr mit den spitzen Worten in die Rede: „Ja, nun, ich bin auch noch da und will schon zum Vater sehen und neben ihm stehen." Dabei überzog sich ihr dunkles Gesicht mit einem jähen Rot und zeigte einen Ausdruck fast bitterer Herbheit. Ihre Züge waren ohnehin scharf geprägt, die Nase gerade und fest, die Lippen schmal, Haar und Brauen tiefschwarz, und die schwarzbewimperten Augen hatten einen zu durchdringenden Blick, als daß sie die Strenge im Ausdruck des übrigen Gesichtes gemildert hätten.

„Schon recht", begütigte Lukas Hochstraßer, als er sah, daß die zwei Frauen sich ereifern wollten. Er lächelte und gab mühelos dem Gespräch eine andere Wendung, den Frauen mit einer entschiedenen und überlegenen Ruhe die Gelegenheit nehmend, sich zu zanken. Das Übergewicht seiner Persönlichkeit über die, die mit ihm am Tische saßen, war ein so großes, daß nicht zwischen zweien von diesen ein Gespräch sich entspinnen konnte, sondern daß alle Fäden dessen, was gesprochen wurde, gleichsam bei ihm zusammenliefen. Er sah auch nicht hilfsbedürftig aus, wie die Schwiegertochter ihn hatte hinstellen wollen; dennoch aber war in seinem Wesen vielleicht heute zum erstenmal etwas Zerfahrenes, eine Art Unsicherheit und Unbehaglichkeit, die ihm selber zur Last war. Vielleicht kamen ihm aus diesem Gefühl heraus die Worte, die er jetzt sprach und denen er eine gewisse Feierlichkeit und Gewichtigkeit gab: „So bleibt es, wie wir es besprochen haben Kinder: wir ziehen ins Nebenhaus, Rosa und ich, ihr, Christian und David, wirtschaftet hier, du, Christian, nimmst das Land, du, David, das Schreiberamt. Martin will beim Militär bleiben.'

„Du hast dir deinen Weg schon selber gemacht", wendete er sich an Julian, der ihm in Gesicht und hoher Gestalt am meisten ähnelte, und legte die schwere braune Hand auf die auf dem Tisch ruhende weißere Faust des Sohnes. Des letzteren hübsche Frau schnappte das Lob auf, das in den Worten gelegen hatte, blies sich die weichen Backen auf und brachte an, was sie schon lange gern zum besten gegeben: „Es ist fast gewiß, daß sie ihn in den Kleinen Stadtrat wählen werden im Herbst, den Julian."

Lukas stützte die Hand unters Kinn und sah ernsthaft über die Tischplatte hin. „Ich weiß nicht, ob du recht tust, dich in Politik einzulassen", sagte er sinnend, ohne den Sohn anzusehen.

„Ich werde mich kaum mehr entziehen können", entgegnete der letztere. Eine leichte Ungeduld war in seiner Stimme.

„Sie lassen ihm keine Ruhe", warf die Frau wieder ein und sah sich mit einem bezeichnenden Blicke ringsum, wie um zu sagen: ‚Sie wissen eben, wen sie an ihm haben.'

„Die Arbeiterpartei?" fragte Lukas langsam.

Die Frau nickte.

„Vergiß nicht zu deinem Amt zu schauen, damit dir der gute Boden nie fehle", sagte Lukas, „auf Parteigunst allein kann einer sein Haus nicht bauen."

Was er immer sagte, Wort war neben Wort hingebaut und stand länger als die der anderen im Angedenken derer, die sie hörten. Und so, wie er dem Ältesten mit diesem und jenem Rat einen Weg hinzeichnete: So mußt du gehen — so hatte er vorher, als er davon gesprochen, wie jedem Wohnort und Beschäftigung zugeteilt werden solle, gleichsam mit einem Griff seiner Faust und einem Ruck jeden an seinen Platz gestellt.

Nach einer Weile war Julians Zeit um, und sie erhoben sich alle. Die Geschwister machten sich bereit, den ältesten Bruder ans Schiff zu bringen, nur Lukas wollte zurückbleiben. Als sie darauf alle um den Witwer herumstanden, dessen Scheitel bis an die nicht sehr hohe vertäfelte Stubendecke reichte, fiel erst ins Auge, wie verschieden jedes vom andern war und wie jede Gestalt ihr besonderes Gepräge hatte. Da waren die zwei Frauen, Luise nicht klein, von weichen, üppigen Formen, darin, wie sie sich umtat und im feineren Gewand die Städterin verratend, neben ihr die zweiundzwanzigjährige Rosa, sie um einen Kopf überragend, fast hager, eckig, das schwarze Gewand von bäuerischem Schnitt, und Gesicht und Hände von der Arbeit im Felde gebräunt und hart. Da waren die Männer, zwei gelenkig und wohl wissend, sich umzutun, zwei eckig wie das schwarzhaarige Mädchen und die Scholle nicht verleugnend, die sie bebauten. Julian ahmte in Gang und Haltung den Vater nach. Aber während jener in Bewegung und Worten etwas Freies und Ungewolltes hatte, schien dieser in allem wohl zu wissen, was er tat. Er sah zuweilen wohlgefällig über die eigne, schöne breite Brust hinab, strich sich jetzt durch den langen blonden Bart und jetzt über das volle gleichfarbige Haar, und in diesen Gebärden lag die geheime, vielleicht unbewußte Freude an sich selbst. Martin hatte in seiner äußeren Erscheinung mit Julian nichts gemein, aber er verleugnete auch in den Zivilkleidern, die er jetzt trug, nicht den in mehr als dem gewöhnlichen Dienst gedrillten Soldaten. Die Uniform mochte der schlanken wohlgebauten Gestalt wohl anstehen. Er war der schönste von den Söhnen Lukas Hochstraßers, hatte des Vaters einst fast blauschwarz gewesenes Haar und die leuchtenden dunkelblauen Augen. Ein schwarzer Schnurrbart deckte seine Oberlippe. Die übrige Haut seines Gesichtes war von einer dunklen Blässe, und schwere schwarze Striche unter den Augen gaben seinem Blick einen düsteren Ausdruck, zu dem seine heitere, weiche und einschmeichelnde Rede in schönem Gegensatz stand. Von den beiden jüngeren Söhnen war Christian wie aus der Art geschlagen und ähnelte keinem seiner Geschwister. Er war klein, hager und rotblond, hatte steckiges Haar und einen unscheinbaren rötlichen Schnurrbart. Sein Gesicht bestand nur aus Haut und Knochen, war aber braun und gesundfarbig. Von dem Jüngsten, dem zwanzigjährigen David, sagten sie, daß er der Frau Regula seiner verstorbenen Mutter, wie aus dem Gesichte geschnitten sei; aber sie war eine starke und energische Frau gewesen, und er war schlank, von feinem Wuchs und hatte etwas Weibisches an sich, so daß die Brüder manchmal lachend meinten: „Er, der David, ist unser Mädchen, nicht die Rosa." Sein Haar war dünn und aschblond, so seine Brauen, und er hatte große, schöne hellblaue Augen und einen von keinem Bart verdeckten wohlgeformten Mund. In seinem Wesen war eine linkische Verträumtheit, und in Lukas Hochstraßers Haus, in dem viel und angestrengt gearbeitet wurde, galt er als der, der am wenigsten ausrichtete und auf Wiese, Feld und Weinberg zu viel in die Luft staunte, als daß ihm die Arbeit recht von der Hand gegangen wäre.

Lukas geleitete die Seinen bis unter die Haustür. Die Frauen hatten ihre schwarzen Tücher um die Schultern geschlagen, nahmen den Knaben, der nach dem Vater Julian hieß, in die Mitte und schritten voran. Julian der Ältere verweilte noch einen Augenblick im Gespräch mit dem Vater, und die Brüder warteten auf ihn. Dann nahm auch er Abschied, und sie machten sich zu viert auf den Weg.

Die breite Dorfstraße senkte sich, dicht am Hause vorüberführend, steil gegen den See hinab. Lukas trat in die mit spärlicher Weinrebe umwachsene, auf der Westseite des Hauses und schon ein gut Stück über der Straße liegende Laube. Aus ihrer Fensteröffnung war ein weiter Ausblick auf das am Berg heraufwachsende Dorf, die Straße, die hinabführte, und auf den in der Tiefe ruhenden See. Lukas Hochstraßer ließ sich an diesem Fenster nieder. Das Rot des Abends war blaß geworden. Es leuchtete nur noch ein letzter geheimnisvoller Schein über dem Land. In der Laube dämmerte es. Lukas folgte mit dem Blicke seinen Söhnen. In einer Reihe gingen sie die breite Straße hinab, die Gestalt jedes einzelnen war deutlich erkennbar, und ihr Bild stand dem Vater, der es aus sich zu ergänzen vermochte, doppelt deutlich vor Augen. Wie vor einer Stunde, als die Glocken noch ihre Stimme über ihn und sein Haus hingeschwungen, verfiel Lukas Hochstraßer in Sinnen und bedachte sein Leben, wie es war und gewesen.

Da gingen seine Söhne hin und trugen sein Erbe mit sich. Ihnen gehörte das Leben, und das seine war — es war, als sei es zu Ende gelebt. Die treue Gefährtin war heute von ihm gegangen. War es nicht natürlich, daß die Reihe zu gehen auch bald an ihn kommen mußte? *Mußte?* Er fühlte sich weder schwach noch müde, nur — etwas war wohl anders, als es bisher gewesen: Lange Jahre hatten sie zusammengestanden und zusammengearbeitet, seine Frau und er, und es war vorwärts gegangen. Es wäre auch wohl noch lange keine Not gewesen, die Hände von der Arbeit zu nehmen, wenn nicht der Tod dazwischengekommen wäre. Jetzt — die Söhne waren aufgewachsen, hatten gelernt, mit jungen Armen helfend zuzugreifen, und heute nun, da ihre Mutter ihnen eine Stelle freigegeben, wie es das Leben will, daß die Jungen vorrücken mit Zeit und Zeit, heute hatte es ihm geschienen, als sei es auch an ihm, Platz zu machen. Darum hatte er den Söhnen eine Selbständigkeit zugewiesen, die sie bisher nicht besessen, und gedachte, in jene hintere Reihe zu treten, aus der es sich eines Tages leichter für ganz fortschleicht, wenn es Zeit ist.

Lukas lehnte sich, den Arm über die Brüstung geworfen, breit an das Holzwerk der Laube. Es war ein eigentümlich Ding, fast ein ärgerliches, an diese Wende des Lebens sich plötzlich gewöhnen zu müssen, da wohl äußerlich, nicht aber in ihm noch an seiner Kraft etwas anders geworden. Aber er atmete in großen ruhigen Zügen und ließ den Blick frei in die Weite gehen. Am Ende, wenn die Kraft noch einmal nötig wurde, war es gut, sie noch vorhanden zu wissen. Vielleicht auch — mochten sie es immer nur selbst versuchen —, vielleicht bedurften sie seiner noch einmal, die Jungen! So wollte er sich auf den Auslug legen!

Während er sich so in die Zukunft mit einer zufriedenen Ruhe fügte, tauchte vor Lukas Hochstraßers innerem Blick auch sein vergangenes Leben auf. Die Söhne waren nicht mehr zu sehen. Sie waren zwischen den Häusern von Herrlibach verschwunden. Die Dämmerung der Laube wuchs, und ein langsames Dunkelwerden hob nun auch draußen an; am jenseitigen Seeufer, das als ein dunkler Streifen vor dem Blick des Hinabschauenden lag, flammte schon ein frühes Licht auf. Und das Ufer versank für Lukas, und der See verschwamm zu einem nebelhaften Nichts; aus diesem aber stiegen allmählich, sich reihend und immer deutlicher heraufwachsend, seine vergangenen Tage. Er schloß die Augen halb; denn er brauchte sie nicht, um diese vergangene Welt zu sehen. Es war klare Ausschau, die er hielt. Das war in seinem Leben gewesen und das und das! Rasches Blut im Anfang, ein gut Teil Leichtsinn, aber ehrliche Arbeitslust und richtig — viel Liebe, viel vergängliche junge Liebe, allerlei Zeitvertreib, in Ehren natürlich, und Wein und wilde Kameradschaft, wohl auch ein toller Streich da und dort und daraufhin die harte, ernste Arbeit, das und jenes Ans-Ziel-Kommen und — immer der Glaube an den aufrechten und verläßlichen Herrgott, auf dessen Hand es sich immer am besten stützte. Und dann — da war die Frau gewesen, die sie heute begraben hatten, nicht die erste, an die er sein Herz gehängt hatte, sicherlich nicht. Ja, es fragte sich noch, ob sein Herz nur damals an ihr hing, als er die habliche Bauerntochter zum Weib nahm. Aber seine Achtung hatte sie, seine hohe Achtung. Lukas sah seine klare, starke Frau vor sich. Er war kein Weichling, vielleicht nur glänzten seine Augen in einer kaum merklichen Feuchte, aber das Herz schwoll ihm von Dankbarkeit, von einer unbewußten Bewunderung und von einer großen Liebe zu dieser toten Frau. Er erhob sich. Wenn er aufrecht stand, so erblickte er drüben in der Tiefe neben der Kirche einen Teil des Friedhofs. Er konnte das frische Grab nicht erkennen, aber seine Gedanken hingen so fest an dieser heute aufgeworfenen Grube, daß sie ihm nicht nur sichtbar, sondern ganz in die Nähe gerückt schien; und er sah die, die darinnen lag, richtete sich höher auf, als müsse er mit ihr reden, und stand barhaupt, als drängte sich ihm auf die Lippen das Wort: „So eine findet sich nicht wieder wie du!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Amselfeld.

Aus dem jugoslawischen Katastrophengebiet.

Im Jahre 1914 stand Serajewo, die Hauptstadt Bosniens, im Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt. Von hier ging der unmittelbare Anlaß zum Ausbruch des Weltkrieges aus. Am 28. Juni 1914 wurde der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin ermordet. Später ist es wieder in Vergessenheit geraten, und erst jetzt durch die *schwere Erdbebenkatastrophe*, von der Jugoslawien heimgesucht wird, ist aller Aufmerksamkeit wieder auf Serajewo gelenkt.

Wie die übrigen Halbinseln Europas, Spanien und Italien, ist auch die Balkanhalbinsel häufig der Herd von Erdbeben, die die Bevölkerung immer und immer wieder in Schrecken versetzen. Allerdings ist die Heftigkeit der einzelnen Erdstöße und deren Häufigkeit ganz verschieden, und schwere Erschütterungen wie dieses Jahr, die dazu geführt haben, *daß sich die Erde spaltete und ganze Häuser verschwanden*, sind in dieser Gegend fast unbekannt. Der Herd, das Zentrum der Erdbebenkatastrophe, liegt etwa 45 Kilometer von der Hauptstadt der Herzegowina, Mostar, entfernt und zieht sich auf der Linie *Ljubline* bis nach *Hagula* hin. Besonders in der Gegend des Amselfeldes traten die schwersten Erschütterungen auf. Hier ist historischer Boden, der schon in alter Zeit heftig umstritten wurde. Im Amselfeld befindet sich das Quellengebiet des weißen Drin, der Vardar und der Morawa. Es ist dies eine ausgedehnte und fruchtbare Gegend, die aber wenig bebaut wird. Denn wegen der Gefährlichkeit der Erdstöße wagen es die meisten Menschen nicht, sich hier niederzulassen. Die Fruchtbarkeit, die man hier findet, entspricht der häufig im Erdbebengebiet auftretenden großen Ertragsfähigkeit der Erde. Die rings von schwer zugänglichen Gebirgen umgebene Ebene ist ein alter Seeboden. Zu ihr führt als wichtigster Eingang der Paß von Katschanik. Die Bevölkerung, die hier wohnt, ist eine Mischbevölkerung aus mohammedanischen Albanesen und Serben, die allmählich immer mehr von den ersteren verdrängt wurde. Zu den wichtigsten Städten gehören Prischtina, Prizren, Djakova und Ipek. Im Mittelalter war diese Gegend heftig umkämpft. Hier fanden die schwersten Schlachten gegen die Türken statt, so die eine am 15. Juni 1389 zwischen Murad I. und den Serben unter ihrem Kaiser Lasar, in der beide Herrscher fielen und die Freiheit der Serben vernichtet wurde. 50 Jahre später tobte vom 17. bis 19. Oktober 1448 eine zweite schwere Schlacht, in der Johannes Hunyadi, der Vormund des ungarischen Königs Wladislaws Posthumus, vom Sultan Murad II. besiegt und vom serbischen Fürsten Georg Brankovics gefangen wurde.

Auch im Weltkrieg war dieses Gebiet heftig umkämpft, besonders 1915. Hier hielt *Mackensen* seinen denkwürdigen Vormarsch, durch den ganz Serbien niedergeworfen wurde. Unter seinem Befehl stand ein deutsches Armeekorps unter Generaloberst *von Gallwitz* und ein österreichisches Armeekorps unter General *Kövess*. Am 10. November 1915 wurden die serbischen Truppen auf dem Amselfeld von dem siegreichen Heerführer erreicht, aber da das Gebiet dort außerordentlich zerklüftet und unwegsam ist, konnten die Truppen nicht schnell genug vordringen, um das gesamte serbische Heer abzuschneiden. Ein kleiner Teil, etwa 6000 Mann, unter ihnen der serbische König und der Ministerpräsident konnte nach Skutari fliehen. Aber Serbien war niedergeworfen. Aus den Truppen, die geflohen waren, und denen, die während der Besatzung die Grenze überschreiten konnten, wurde ein neues Armeekorps gebildet, das gegen Deutschland in Rumänien namentlich in Braila gekämpft hat.

Jetzt gehören alle diese Gebiete zu Jugoslawien, dem aus dem ehemaligen Serbien entstandenen neuen Staat, an den die Herzegowina und Dalmatien, die früher zu Österreich-Ungarn gehörten, fielen.

Von dalmatinischen Ortschaften sind besonders Sebenico, Makarska, Perkovic, Metkovic und Gabola schwer heimgesucht worden, während Bosnien verhältnismäßig verschont blieb. Das Elend der Bevölkerung der betroffenen Gebiete ist gewaltig. Die wenigen Eisenbahnlinien, die das Land durchziehen, sind zerstört, auch die Automobile können schwer durchkommen. Mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln hat die Regierung den Versuch gemacht, wenigstens fürs erste die notwendigen *Hilfsmaßnahmen* zu treffen.

Es besteht die große Gefahr, daß es zu Plünderungen kommt. Daher mußte sofort Militär entsandt werden, und es ist damit zu rechnen, daß das Standrecht verhängt werden wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Erdbeben sich wiederholen. Die geängstigte Bevölkerung wagt nicht, nachts ihre Häuser aufzusuchen, um nicht im Schlaf von schweren Erdbebenerschütterungen überrascht zu werden. Als weiteres erschwerendes Moment kommen furchtbare Schneestürme und bittere Kälte hinzu. Auch besteht wegen der Unmöglichkeit von Warentransporten die Gefahr einer Hungersnot.

Einen genauen Überblick über die schweren Verluste an Menschenleben und über die angerichtete Zerstörung wird man erst gewinnen, wenn es möglich ist, in direkte Verbindung mit den betroffenen Gebieten zu treten. D. O.

Sinnige Ehrung.

Der allerhöchste Geburtstag des allergnädigsten Fürsten Friedrich Wilhelm war herangekommen. Das Hauptstädtchen des kleinen Fürstentums hatte reichen Flaggenschmuck angelegt, einer suchte den anderen in der Bezeigung seiner Liebe zu dem angestammten Fürsten zu übertreffen. Das neugierige Volk hatte also genug zu besehen und zu bewundern. Vor einem Hause besonders staute sich die Menge der Schaulustigen. Über der Tür dieser Wohnung, die dem Fleischermeister Friedrich Wilhelm Lange gehörte, war in großen Lettern dessen Name Friedrich Wilhelm Lange angebracht; die Buchstaben waren erleuchtet und strahlten in allen sieben Regenbogenfarben. Und unter dieser Inschrift hing — man höre und staune! — eine besonders große Leber, die ebenfalls farbig beleuchtet war. Bald hatte sich die ganze Stadt, jung und alt, dort angesammelt und staunte die absonderliche Ausschmückung des Hauses an. Man konnte zunächst nicht recht klug daraus werden. Da ging einem besonders Schlauen ein Licht auf: „Das ist eine Beleidigung unseres Fürsten" schrie er. „Majestätsbeleidigung! Majestätsbeleidigung!" heulte die Menge nach. „Schleppt den Fleischer aufs Gericht!" riefen einige. „Nein, schlagt ihn lieber tot!" schrien andere. Und schon war die aufgeregte Volksmenge im Begriff, die Wohnung zu erstürmen und den Bewohner zu zerfleischen, da legte sich zum Glück die hochwohllöbliche Polizei ins Mittel, hielt die ungestümen Dränger zurück und führte den Angeschuldigten, den man nicht zu Worte kommen ließ, ins Gefängnis ab, während die Menge ihm johlend das Geleit gab.

Am nächsten Tage fand gleich eine Gerichtssitzung statt; denn eine Majestätsbeleidigung war in dem kleinen Ländchen, das man von dem Kirchturme des Hauptstädtchens bequem überschauen konnte, etwas Unerhörtes. Jung und alt war natürlich im Zuhörerraum erschienen. Zum Sitzen kam niemand, ja die Stehenden wurden sogar halb tot gequetscht; aber das nahm man in Kauf, die Neugier war größer. Aber die Gerichtssitzung verlief wider Erwarten. Zum Ärger der Menge, die nur zu gern die Verurteilung eines Majestätsverbrechers gesehen hätte, stellte sich die sonderbare Ausschmückung des Hauses als eine sinnige Ehrung des Landesherrn heraus.

Die Inschrift lautete nämlich, recht verstanden:

Friedrich Wilhelm, lange leb' er.

Fr. F.

Der Journalist.

Von Eugen Heltai.

Der große, vornehme, bedeutende und einflußreiche Journalist war gestorben. Engel hoben seine Seele allsogleich auf die Schultern, und so landete der ausgezeichnete Mann alsbald vor dem Tore des Himmels. Er wollte gerade einziehen, als ihm St. Peter den Weg verstellte.

„Beschäftigung?" forschte er mit militärischer Strenge.

„Journalist!"

„Alles besetzt!" sagte Peter kurzangebunden und schlug ihm das Tor vor der Nase zu.

„Der Herr sollt' es vielleicht mit der Hölle versuchen!", meinte ein Engel wohlwollend.

„Mir ist's gleich!", sprach der Journalist und fuhr zur Hölle nieder.

„Journalist?" rief der Türsteher entsetzt aus.

„Kein Platz da!"

Und auch er schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Der Journalist fiel nicht in Verzweiflung. Er verzog sich auf einen unbewohnten Stern und gründete eine Zeitung.

Eine Woche später besaß er eine Freikarte in den Himmel wie auch in die Hölle. („Proszenium", Berlin.)

Der moderne Kachelofen.

Von Eduard Tschörner, Bromberg.

Jahrhunderte lang wurde der Kachelofen nach rein handwerksmäßigen Erfahrungen gebaut. Das im Ofensetzerhandwerk gesammelte Können genügte, Feuerstätten einzurichten, die den gestellten Ansprüchen vollauf entsprachen. Das Wissen, das sich einst auf das Schüren des flackernden Feuers beschränkte, ist aber heute eine Wissenschaft geworden. Wo einst die Arbeit mechanisch getan wurde, wo sie nur geplagter Hände Werk, schmerzenden Rückens Anlaß war, da arbeitet heute der Kopf und der Gedanke nimmt den Händen Arbeit ab. Heute ist der Kachelofen ein Produkt technisch-wirtschaftlicher Überlegungen.

Diese Entwicklung setzte von zwei Punkten aus ein. Die Forschungen der Feuerungs- und Heizungstechnik — ausführlich hierüber würde zu weit führen — zeigten den Weg, aus den Brennstoffen große Wärmemengen frei zu machen, den Wärmeübergang von den Heizgasen an die Heizwände günstig zu gestalten und die Wärmeabgabe der Heizflächen und die Verteilung der Wärme im Raum vorteilhaft zu beeinflussen. Das Ofensetzerhandwerk hat mit Hilfe seiner technischen Einrichtungen diese Fortschritte auf den Kachelofenbau übertragen, und so zeigt der Kachelofen von heute eine bewußte Anwendung hohen technischen Könnens. Von der anderen Seite drängten die wirtschaftlichen Verhältnisse nach vorwärts, die auf dem Gebiete des Heizungswesens ihren Ausdruck in der Forderung fanden, den Preis der im Haus erforderlichen Wärme auf das möglichst geringe Maß herabzudrücken und dadurch die Lebenshaltungskosten zu senken. Das ist zum Teil durch den erwähnten Fortschritt der Technik erreicht, zum anderen durch die Anpassung der Heiz- und Kochanlagen an die Bedürfnisse ihrer Gebrauchsnehmer.

Unverkennbar ist heute das Streben nach Wohnlichkeit innerhalb der Grenzen der Wirtschaftlichkeit. In ihm findet die Kultur ihren Ausdruck in der Freude am schönen Heim und die Zivilisation in der Sorge um Bequemlichkeit. Der Kachelofen, der die Fortschritte der technischen Wissenschaften sich zu eigen gemacht hat, ist damit wieder der Mittelpunkt, um den der Architekt den Raum gestaltet. Aber auch für einfache Verhältnisse werden Kachelöfen von schlichter Schönheit geschaffen. So ist die Seele der Stube, „der Kachelofen", auch „ein Schmuck der Stube".

Es ist noch viel zu wenig bekannt, daß die Kachelofenheizung auch den gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden vermag. Die Fortschritte der Heizungstechnik, insbesondere auf den Gebieten der Wärmeabgabe der Heizflächen, der zwangsläufigen Führung von Luft in Kanälen, geben die Möglichkeit, mehrere Räume von einem Kachelofen aus mit der erforderlichen Wärme zu versorgen. Dies bedeutet eine glückliche Verbindung technischen und handwerklichen Könnens für die Bestrebungen des Ofensetzerhandwerks, die wesentliche Eigenschaft des schaffenden Meisters, die hohe Anpassungsfähigkeit des Kachelofens an die gegebenen Ansprüche als sein Erzeugnis, ist durch technisches Können glücklich ergänzt. Die Kachelofen-Mehrzimmerheizung ist ein bedeutsamer Fortschritt in der Wärmeversorgung unserer Wohnungen.

In der Richtung der technisch-wirtschaftlichen Entwickelungslinien liegt auch die wirtschaftliche Frage der Wärmeerzeugung aus Gas und Strom. Auch diese beiden Wärmequellen hat sich der Kachelofen zu Nutze gemacht. Die wirtschaftliche Seite weist auf Verwendung von Gas und Elektrowärme als Zusatzheizung hin; dieser Forderung wird der Kachelofen und Kachelherd gerecht, indem die Kohlenfeuerung mit Gas oder Elektroheizung kombiniert ist. Für die Vollverwendung der beiden Energiequellen sind Gaskachelöfen und -herde sowie elektrische Wärmespeicheröfen geschaffen.

Der Kachelofen und Kachelherd steht also ganz im Strom des technischen und wirtschaftlichen Werdegangs und dieser Strom der heutigen Zeit gibt ihm die Kraft für seine weitere Gestaltung.

Lustige Rundschau

* **Diagnose.** Ältere Dame: „Herr Doktor, ich glaube, meine Nerven sind in Unordnung. Ich habe immer das Gefühl, daß mir auf der Straße ein Mann folgt." — Arzt nach einem Blick auf die Patientin: „Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es sich bei Ihnen um eine Halluzination handelt."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.